



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Romane.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Romane.

Der Cardinal von Richelieu. Roman von Aline von Schlichtkrull.
4 Bde. Görlitz, Seyn. —

Das Talent, welches die Verfasserin in ihren beiden früheren Romanen: „Eine verlorene Seele“ und „Morton Varney“ entwickelt hat, läßt sich auch in dem neuen nicht verkennen; doch möchten wir sie in ihrem eignen Interesse warnen, nicht gar zu schnell zu produciren. Die Gabe der Erfindung ist eine glückliche; aber der Dichter, der aufrichtig gegen die Kunst ist und nicht bloß den Wunsch hegt, das Tagesbedürfniß zu befriedigen, muß zugleich eine strenge Kritik gegen sich ausüben, namentlich in unsrer Zeit, wo nicht bloß die natürliche Unfertigkeit des Talents und der Bildung einer fortgesetzten Verbesserung bedarf, sondern wo man zugleich mit dem ganzen Wust der Reflexionen zu kämpfen hat, die sich aus der frühern Literatur herschreiben, und die das unbefangene Produciren verwirren. Abgesehen von den Einwendungen, die man gegen das Princip und die Haltung des Ganzen machen kann, hätte im einzelnen vieles besser gemacht sein können, wenn die Verfasserin sich einer strengeren Feile bedient hätte.

Die Wahl des Gegenstandes ist keine glückliche; wir möchten überhaupt bezweifeln, ob die historische Novelle eine Gattung ist, auf welcher die Damen Lorbeeren einernnten könnten. Eine Dame mag noch soviel Geist haben und noch so ernste Studien machen, sie kann dadurch niemals die unmittelbare Anschauung ersetzen, die der Mann dadurch vom geschichtlichen Leben erhält, daß er sich selbst darin vertieft. Die Feinheiten und die Wärme des innern Seelenlebens wird das Weib, wenn sie gesund organisirt ist, ebenso lebhaft empfinden, als der Mann, vielleicht noch lebhafter, und wenn sie zugleich die Gabe der Darstellung besitzt, so wird sie diese Seite der Wirklichkeit mit glücklichem Erfolg poetisch verarbeiten; was aber Arbeit ist, ernste, unverdrossene, rücksichtslose, auf einen bestimmten Zweck gerichtete Arbeit, davon kann sich eine Dame nie eine eindringende Vorstellung machen, weil man nur das vollständig begreift, was man selbst durchmachen kann. Es gibt viele einzelne Seiten der Geschichte, die einen vorwiegend romantischen Charakter haben, in denen die individuellen Beziehungen hervortreten, die Beziehungen des innern Lebens: solche Seiten trifft unsre Bemerkung nicht, aber man wird die Darstellung einer solchen Zeit auch kaum einen historischen Roman im eigentlichen Sinn nennen können. Nun wendet sich aber in unsrer vorwiegend reflectirenden Zeit das Interesse vorzugsweise auf solche Zeiten und Charaktere, welche der entschlossene, unbeugsame Verstand beherrscht. Man bewundert nicht mehr die unbefangenen, gemüthvollen Naturen, die den Verwicklungen der

Geschichte zum Opfer fallen, sondern die eisernen Naturen, die sie beherrschen, und die um dieser Herrschaft willen ihr eignes natürliches Gefühl unterdrücken. Man bewundert sie umsomehr, je weniger man sich ihnen ebenbürtig fühlt. Denn unsre reflectirende Zeit, soweit sie sich in der Literatur geltend macht, zeichnet sich keineswegs durch Härte und Entschlossenheit aus, vielmehr durch eine weiche, haltlose Bestimmbarkeit und Unschlüssigkeit. Daß ein gesunder Charakter auf eignen Füßen steht und daß die sogenannten großen Persönlichkeiten in der Geschichte nur dadurch groß werden, daß ihr Eigenwille mit den tiefern Bedürfnissen der Zeit übereinstimmt, davon haben sie keine Vorstellung. Da sie in sich selbst keinen Halt fühlen, so meinen sie, daß auch die großen Männer ihren Halt nur darin finden, daß sie sich an eine Idee verpfänden. Aber das ist gar nicht die Art und Weise großer Männer. Sie leben, um sich selbst zu bethätigen, und weil ihre Natur von Gott so glücklich begabt ist, daß ihre Individualität mit dem Allgemeinen zusammenhängt, so führen sie damit zugleich nebenbei eine Idee durch, das heißt einen Fortschritt der Menschheit, den die Nachgeborenen dann herausfinden und analysiren mögen; der Held selbst, der Genius, ist sich dieser Idee nicht bewußt; er handelt, wie er muß und seine kluge Berechnung bezieht sich nur auf die endlichen Mittel.

Von diesem reflectirten Standpunkt unsrer Zeit hat Fräulein v. Schlichtkrull auch den Cardinal Richelieu aufgefaßt. Die frühern Romanschreiber verabscheuten diesen Despoten und nahmen für die liebenswürdigen Männer Partei, die ihm zum Opfer fielen, gleichviel ob in ihrem Charakter historische Berechtigung lag oder nicht. Die Geschichtschreiber urtheilten anders. Sie erkannten wohl heraus, daß für Frankreich, sowie die Cultur im allgemeinen es viel zweckmäßiger war, wenn ein verständiger Despot das Ruder führte, als wenn die liebenswürdigen Cavaliere, die heute dies wollten und morgen jenes, sich an die Spitze gedrängt hätten. Beide hatten in ihrer Art recht und wenn wir auch keineswegs dem romantischen Princip huldigen, welches die ideale Anschauungsweise von der praktischen trennt, so sind wir doch keineswegs gemeint, die Ideale der praktischen ohne weiteres aufzuopfern. Ein Mann mit dem unbefangenen reinen Seherauge, wie W. Scott, hätte es wol verstanden, Richelieu in der ganzen Nacktheit seines kolossalen Egoismus darzustellen und doch in dem Leser das Gefühl von der Berechtigung und Nothwendigkeit seiner Stellung hervorzubringen. Er hat es bereits in seinem „Cromwell“ und „Ludwig XI.“ mit größtem Erfolg gethan. Eine Dame vermag das nicht; weil bei ihr immer der ästhetische Gesichtspunkt überwiegt, so wird sie den Helden, den sie die Reflexionen zu bewundern gelehrt, auf eine unhistorische Weise idealisiren, um den Eindruck des Gefühls mit dem Eindruck des Verstandes in Uebereinstimmung zu setzen. So ist es auch Fräulein v. Schlichtkrull ergangen. Troß der ernsthaften Studien, die sie gemacht, ist ihr Porträt

Richelieus doch viel weniger getroffen, als das irgendeines frühern Romanschreibers, selbst den frivolon Dumas nicht ausgenommen. Es würde uns daher zweckmäßig erscheinen, wenn sie sich von dem Roman der Geschichte wieder zum Roman des Herzens zurückwenden wollte. —

Ein Schriftstellerleben. Briefe der Verfasserin von Godwie-Castle an ihren Verleger. Mit dem Porträt der Verfasserin. Breslau, Joseph May und Comp. —

Der Verleger von „Godwie-Castle“ veröffentlicht hier seinen Briefwechsel mit der Verfasserin; ein ungewöhnliches Unternehmen, das aber insofern seine Berechtigung hat, als Frau Paalzow während ihres Lebens gesliffentlich allen biographischen Notizen aus dem Wege gegangen ist, aus einem innern Widerwillen gegen alle schriftstellernden Frauen, den wir an ihr wohl begreifen. — Henriette Wach wurde 1788 in Berlin geboren. Schon in ihrer Jugend wurde sie im Atelier ihres Bruders, des berühmten Malers Wilhelm Wach, mit der älteren Prinzess Wilhelm bekannt, die sich lebhaft und dauernd für sie interessirte, ihr die höchsten Zirkel der Aristokratie aufschloß und bis an ihren Tod ihre wohlwollende Beschützerin blieb. Auf den Wunsch ihrer Familie verheirathete sie sich an den Major Paalzow; die Ehe mußte aber nach fünfjähriger Dauer gelöst werden. Nach dem Tode ihrer Mutter und der Rückkehr ihres Bruders aus Italien lebte sie mit demselben gemeinschaftlich in Berlin. 1835 schrieb sie den Roman „Godwie-Castle“, und der Buchhändler Max, der den Verlag desselben übernahm, 1836, kam dadurch zu ihr in ein dauerndes Freundschaftsverhältniß. Die Verfasserin hatte strenge Anonymität gewünscht, aber der vornehmen Welt in Berlin, mit der sie in engster Berührung stand, konnte ihr Name nicht verborgen bleiben. Die Prinzess Wilhelm führte den Roman bei Hofe ein, und hier entstand sehr bald eine allgemeine Begeisterung, die nicht bloß von den damaligen Prinzen und den übrigen Angehörigen der Königsfamilie, sondern auch von namhaften Gelehrten, Geistlichen und dergleichen getheilt wurde. Nur eine Dame aus der höheren Gesellschaft machte gegen diesen Erfolg lebhaftes Opposition, Karoline von Woltmann, deren großes Talent schon aus den Memoiren des Freiherrn von Hef hervorgeht. Bereits 1840 erschien von Godwie-Castle die dritte Auflage. — Ein dramatischer Versuch: „Maria Nabasi“ (1837) fand auf dem Theater keinen Eingang, doch wurde er später (1845) in Hellers „Perlen“ abgedruckt. — 1838 schrieb Frau Paalzow ihren zweiten Roman: „St. Roche“, der einen gleichen Erfolg erlebte, aber grade weil die Kreise des Hofes und der Aristokratie nicht bloß in Preußen, sondern in ganz Deutschland, Frankreich, Rußland u. s. w. sich so lebhaft dafür interessirten, fing die Kritik, die doch meistens der liberalen Richtung angehörte, an, dagegen lebhaftes Opposition zu machen. — Mit dem dritten Roman: „Thomas Tyrnau“, wurde

Grenzboten. I. 1855.

52

dieser Kampf der Ansichten noch lebhafter, denn das monarchische Princip war dies Mal stärker und unmittelbarer ausgesprochen; doch wurde dadurch die Zahl ihrer Anhänger namentlich in Oestreich verstärkt. — Der vierte Roman: „Jacob van der Nees“, 1843, hatte eigentlich nur noch eine succès d'estime. Zwei Jahre darauf starb ihr Bruder; Henriette Paalzow folgte ihm im October 1847, als Frau allgemein geachtet, und mit Recht, wie sich auch aus dem vorliegenden Briefwechsel ergibt. — Was ihren dichterischen Erfolg betrifft, so ging er allerdings zum Theil aus dem Interesse hervor, welches die vornehme Welt an der Verfasserin nahm, die gewissermaßen in ihren Kreis gehörte und deren Tendenz es war, die gute Sache zu verherrlichen. Allein dieser äußerliche Grund reicht doch keineswegs aus. Sehr lehrreich ist, was sie S. 132 über ihr Verhältniß zu Tieck sagt: „Seine Richtung muß die meinige, wenn ich ohne Anmaßung mich so ausdrücken darf, für eine Beleidigung ansehen. Seine negirende, ironische Weise, die Welt anzusehen und ihre Zerwürfnisse hervorzuheben, sie in großen, sichtlichen Wunden zu zerreißen und ihre Heilung durch eine verächtliche Hoffnungslosigkeit für alle Zustände in Zweifel zu stellen, — hat die Versöhnung bei ihm in ein rein phantastisches Gebiet verwiesen, das sich vom Leben ganz ablöst und dasselbe grollend isolirt, indem es jenes zwar mit poetischem Zauber, aber ohne Wesenheit, ohne absolute Wahrheit, abgerissen von dem Vorhandenen, auffaßt. Die Versöhnung, die ich aus dem Leben selbst gewinnen will — der Nachweis, den ich suche, daß das Uebel wirklich kleiner ist als die Wunde, die wir sehen — das Geheimniß der Schönheit und Poesie, das für mich nicht in der Trennung von dem wirklichen Leben, sondern in seiner innigen warmen Auffassung, wie der süße Kern in der rauhen Schale ruht — dieses gläubige Vertrauen, daß die Wunden besser heilen, wenn wir nicht den Verband wegreißen und spottend zeigen, wie groß sie sind, sondern mit dem Ernst religiöser Wahrheit ihre Ursache nachzuweisen suchen, um auf diesem Wege dem Schwankenden festen Boden zu zeigen und der Welt ihre ewige Harmonie zu retten; das sind Richtungen, die ihn beleidigen müssen, da er jene Geißel, die er wie seine ganze Schule schwingt, für seine ganze Zeit geflochten zu haben glaubt!“ — Ferner über die Gräfin Hahn-Hahn: „Das sind für mich lieberliche Bücher! Gewiß hat sie Geist, aber keine Gesinnung, Erfahrung, Beobachtung auf dem schmutzigsten Terrain; Redefluß und Gewandtheit des Stils, aber Halbheit der Gedanken, halbe Wahrheiten, halbe Anschauungen! Sie ist das Product der traurigsten Richtung unsrer Zeit; von einer selbstbereiteten schiefen Stellung aus sieht sie das Leben so verschoben, daß ihr nichts wie der Ueberdruß bleibt und die ironisirende Herbigkeit, mit der sie alle Zustände zubereitet, daß sie ihr dann unterliegen müssen. Sie hat kein ästhetisches Bedürfniß, kein religiöses, kein sittliches — darum sucht sie es in der ganzen Welt zu negiren.“ — Endlich

über Laube: „Ich erstaune über diese Breite der doch marklosen Zeichnung der Charaktere, der phantasielosen Erfindung der Situationen, die er nicht anders verwickeln kann, als indem er alle Menschen aus ihrem Charakter fallen läßt, wodurch dann Verlegenheiten und Schicksale entstehen, die einem gleichgiltig werden, da die Menschen sogleich mit ihnen allen Gehalt, alle Möglichkeit verlieren. Die Heldin ist bloß eine Masse, und dabei eine so materielle, daß man ihr Schicksal kaum erwarten kann, um sie loszuwerden, und damit alle ihre Mißgriffe.“ — Wir haben diese Bemerkungen nicht um ihres kritischen Inhalts willen mitgetheilt, sondern weil sich darin das künstlerische Princip der Verfasserin ausspricht, das Princip, welches nach unsrer Ueberzeugung ihren Erfolg vorzugsweise vermittelt hat. Das Princip der Romantiker wie der Jungdeutschen war, über ihre eignen Schöpfungen heraus zu sein, sie durch Reflexion und Ironie aufzulösen; wenn nun von einem zwar nicht übertriebenen, aber doch achtbaren Talente einmal die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, wenn die Einbildungskraft vom wirklichen Glauben getragen wurde, so ist es gewiß kein schlechtes Zeichen, wenn dieselbe Beifall findet und wenn man ihr zu Liebe auch manche Schwächen übersieht. — Der Verleger bereitet eine Gesamtausgabe vor, von der bereits vier Lieferungen erschienen sind; wir glauben, daß auch diese sich im Publicum Geltung verschaffen wird. —

Amerikanisches Lese cabinet. Pesth und Leipzig, Hartleben. —

Die Sammlung enthält bis jetzt die drei Romane: Glanz und Elend (Fashion and Famine) von Mrs. Ann S. Stephens; Ida May von Mrs. Langdon, und Abenteuer eines Landkrämers von J. B. Jones; jeder derselben in 3 Bdn. vollendet. — Ueber den ersten Roman, der in England und Nordamerika ein außerordentliches Aufsehen gemacht hat, haben wir bereits bei Gelegenheit einer andern Uebersetzung referirt. Wir können auf das damals ausgesprochene Urtheil nur zurückkommen. Die Verfasserin besitzt ein glänzendes descriptives Talent; einzelne Scenen sind von einer wunderbaren Lieblichkeit und Frische; ihre Charakteristik dagegen ist mehr äußerlich als innerlich, und ihr lebhaftes sittliches Gefühl hat kein festes Princip, es ist also unsicher und schwankend. Die Katastrophe ist abscheulich, und durch den mehr angeklebten, als organisch aus der Geschichte sich entwickelnden Schluß wird man keineswegs veröhnt. — Ida May hat in der Anlage viele Aehnlichkeit mit dem Dunkel Tom. Es wird die Verderbniß der Sitten, die mit dem Sklavenhandel zusammenhängt, sehr ausführlich geschildert, und die Fabel ist mit einem strengchristlichen Sinn behandelt. Es ist sonderbar, daß die Verfasserin hin und wieder für das Bedenkliche, das mit der Ausnahme der Religion durch die Phantasie verknüpft ist, eine ziemlich lebhaft empfindung hat, daß

aber diese Empfindung nachher durch Reflexionen immer wieder erstickt wird. Wir machen auf eine hübsche Anekdote Seite 5 aufmerksam. Das Mutter erklärt ihr, daß Gottes Engel auch bei Nacht stets über ihr wachen und sie nie verlassen. Ida war durchaus nicht furchtsam in Bezug auf physische Gefahr, die Idee aber des Uebernatürlichen, die so plötzlich ihrer aufgeregten Einbildungskraft vorgeführt wurde, machte einen mächtigen Eindruck auf sie. Sie blieb jedoch ganz stille; Mrs. May errieth nicht, was in ihr vorging und sprach noch einige Momente über den Gegenstand. — Am Abend, nachdem sie entkleidet und allein in ihrem Bettchen gelassen worden war, wurden ihre Eltern plötzlich durch ihr lautes, ängstliches Rufen erschreckt; als sie in ihr Zimmer eilten, sahen sie sie vom Mondlicht beschienen aufrecht auf ihrem Lager sitzen; das hübsche Gesichtchen war ganz entstellt und verzerrt vor Angst und Furcht. Als man sie um den Grund derselben fragte, antwortete sie unter Thränen, die sie nicht länger zurückhalten vermochte: „Ich möchte, daß Gott seine Engel wegrufen sollte! Ich kann ja nicht einschlafen, wenn sie alle um mich her stehen und mich anschauen!“ — Uebrigens ist das Talent der Verfasserin weit anmuthiger und liebenswürdiger und die Stimmung des Romans weit heiterer als in Onkel Tom. Zwar werden uns auch hier die Peitschenhiebe und andere Mißhandlungen keineswegs erlassen, aber sie sind doch mit mehr Maß angewendet, und die wohlthuenden Scenen überwiegen bei weitem die abscheulichen. — Den angenehmsten Eindruck von diesen Büchern hat auf uns das „Leben eines Landträmers“ gemacht. Der Verfasser ist zwar ein reiner Naturalist und von allen künstlerischen Anforderungen muß man vollständig absehen, wenn man sich in ihn hineinfinden will, aber er hat ein scharfes und gesundes Auge für die Wirklichkeit, und von dem bunten, wilden, abenteuerlichen, halbverrückten und doch interessanten Leben in den neugegründeten Colonien Nordamerikas erlangt man bei ihm eine viel frischere und lebendigere Anschauung, als aus hundert Reisebeschreibungen. Sein Humor ist dreist, zuweilen frech, aber uns erscheint jeder Funke echten Humors in der weinerlichen Stimmung unsrer Literatur, die aus bloßer Langeweile Schmerzen empfindet, als ein unschätzbares Gut, und wir wünschen diesen lustigen Schwänken recht zahlreiche Leser.

Die große Verbreitung, welche jetzt der amerikanische Roman in Deutschland findet, geht zwar nicht aus dem innern Werth desselben in ästhetischer Beziehung hervor, aber sie ist wenigstens ein Zeichen, das sich allmählig ein einheitlicher, positiver und des Studiums werther Inhalt darin herausstellt. Die amerikanische Poesie, wie sie uns jetzt massenhaft gegenübertritt, ist nicht der unmittelbare Ausdruck des amerikanischen Wesens, sie ist vielmehr eine entschiedene Reaction gegen die Grundzüge desselben, gegen den Materialismus und die Unstetigkeit, die in den Tag hineinlebt und nur erwirbt, um wieder

zu erwerben, die niemals Muße findet, sich des Erworbenen zu freuen. Die amerikanische Poesie hat einen spiritualistischen religiösen Charakter, sie hat manche Ähnlichkeit mit der Opposition des Pietismus im 18. Jahrhundert gegen die verkümmerten spießbürgerlichen Verhältnisse des deutschen Lebens; allein sie ist keineswegs eine willkürliche Auslehnung gegen den Geist der Nation, sondern sie geht mit innerer Nothwendigkeit aus demselben hervor, und wenn sie sich auch vorläufig grade so in Extremen bewegt, wie ihr Gegensatz, so läßt sich doch eine allmälige Vermittlung erwarten und daraus vielleicht eine Verjüngung und Wiedergeburt des Nationalgeistes, der uns in seiner gegenwärtigen Einseitigkeit ein so häßliches und widerwärtiges Bild gibt. Wir machen noch einmal auf einen Schriftsteller aufmerksam, der diesen Gegenstand in der Revue des deux mondes mit ebensoviel Geist als Gründlichkeit behandelt, Emil Montegue. Unter allen Abhandlungen dieser Zeitschrift verdient seine Analyse des amerikanischen Sittenromans bei dem deutschen Leser die größte Aufmerksamkeit. —

Sickingen. Eine Landknechtsgeschichte von Albert Türcke. Berlin, Wohlgenuth. —

Wir haben von dem Verfasser bereits zwei Dramen besprochen: „Die Portenser“ und „Johanna Gray“. Das gegenwärtige Gedicht verdient unter diesen Versuchen entschieden den Vorzug. Der Verfasser hat den Ton gefunden, der im ganzen zu dem Gegenstande paßt, wenn er auch etwas hölzerner ist, als die Nachahmung der alterthümlichen Art und Weise grade erfordert. Diese Nachbildung der Stimmung scheint der Dichter als die Hauptaufgabe betrachtet zu haben, die Erzählung selbst ist nicht sehr lebhaft. —

Die Leiden Oberschlesiens.

Vor kurzem brachte dieses Blatt eine culturhistorische Skizze oberschlesischer Zustände. In der lebendigen und wahrheitsstreuen Schilderung fand Schreiber dieses eine Aufforderung zur Prüfung der großen Aufgabe, welche das Schicksal dieses preussischen Irland dem Staatsmann darbietet. Wenn ich dabei auf politische Forderungen zurückkomme, welche im Laufe der letzten Jahre oft genug vertheidigt, angefochten und verworfen sind, so halte ich das für einen Gewinn.

In der erwähnten Skizze ist das städtische Leben in Oberschlesien mit Recht außer Acht gelassen. Obgleich nämlich Oberschlesien reich an kleinen Städten ist, so haben dieselben doch keine höhere industrielle Bedeutung und